

Menschen, Arbeit, Freizeit

Autor(en): Alois Bischof
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1998

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ea85728a-12e0-40a1-bedd-adb2d879b80d>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Les Frontaliers – die Grenzgänger

Alois Bischof

Grenzen sind Reibungsflächen, Berührungsstellen, Übergänge. Sie trennen politisch, bisweilen wirtschaftlich, im schlimmsten Fall auch menschlich. Doch hinter dem vermeintlich Starren der Grenzen lebt – zumindest in Mitteleuropa – viel Diffuses, Übergreifendes. Transit ist möglich. Und notwendig für die vielen Menschen, die über die Grenzen zur Arbeit gehen.

Ein niesliger Morgen, weiss dampft der Rauch aus den Kaminen beim Schlachthof. Es ist Viertel vor sieben. Die Serviertochter in der «Landesgrenze» hat flachsblondes Haar, hantiert an der Kaffeemaschine. Wenn sie spricht, purzeln die Wörter im Elsässer Dialekt aus ihrem Mund.

Das Restaurant «Landesgrenze» befindet sich wenige Meter vor dem Grenzübergang Basel-St-Louis. Auf einem der Tische liegt die Zeitung «l'Alsace», im hinteren Teil des Restaurants ragt ein Hirschkopf mit stattlichem Geweih von der Wand.

Hat ein Gast gerade «Sonja» zur Serviertochter gesagt? Bin mir nicht sicher. Auf jeden Fall ist Sonja um halb fünf Uhr in der

Nacht weit jenseits der Grenze aufgestanden, hat sich ins Auto gesetzt, ist durch die Nacht in Richtung St-Louis gefahren. So wie seit dreizehn Jahren.

Die Landesgrenze

Vor dem Fenster des Restaurants rollen die Autos im Schrittempo vorbei. Eins nach dem andern. Meist sitzt nur eine Person darin. Fussgänger eilen vorüber. Dann stoppt ein Bus vor den beiden Zöllnern. Jetzt, um diese Zeit, ist er voll. Manchmal winken die beiden Zöllner ein Auto aus der Kolonne.

In der Nacht und am Morgen brechen die Leute in irgendwelchen Dörfern und Weilern des Sundgau und des Badischen auf, hetzen auf den Zug in Mulhouse oder Freiburg im Breisgau, strömen Basel entgegen. Stehen im morgendlichen Stau, verschwinden später in Bäckereien und chemischen Labors, im Schlachthof und in Warenhäusern, Büros und Fabrikhallen.

Täglich rollen Tausende von Autos über die Grenzübergänge in Allschwil und Weil, passieren die Autobahnzollämter.

Annähernd 28 000 Menschen gehen jeden Tag zur Arbeit in die Stadt Basel. Zwei Drittel von ihnen kommen aus dem Elsass, ein Drittel aus dem Badischen. Darunter sind 10 300 Frauen.

Grenzgebiet

Vermutlich ist es kein Zufall, dass es mich aus der Ostschweiz nach Basel verschlagen hat. Von Grenzgebiet zu Grenzgebiet. Ich wuchs am Bodensee auf, wo sich Österreich, Deutschland und die Schweiz berühren. Als ich klein war, gingen die Kinder der Eisenbahner immer über die Grenze ins Vorarlbergische, um dort Butter zu kaufen. Meine Mutter fluchte dann über die Bähnler, die sich mit ihren verbilligten Billetten im Ausland billige Butter besorgen könnten, während wir die teure, von der es in der Schweiz willsgott genug gebe, kaufen müssten.

Die Grenzgänger kamen vor allem aus dem Vorarlberg, sie wurden geringschätzig «Groschli» genannt. Die deutschen kamen mit den Ausflugsschiffen über den See, und die Ladeninhaber waren froh, wenn die D-Mark stark war, die «Schwoben» dann mehr einkauften. Als Teenager wunderte ich mich über die Schweizer Männer, die nach Konstanz ins Puff oder in die Spielbank gingen. Wir Jugendlichen dagegen verbrachten lange Nächte in den vorarlbergischen Tanzlokalen, die um einiges länger geöffnet blieben als unsere. Oft wurde ein Gauner, der in den drei Ländern polizeilich gesucht wurde, in meiner Heimatstadt gefunden.

Grenzgebiet – im Grenzgebiet überwuchern Sträucher und Hecken Bunker und vergangene Kriege, davor und dahinter gibt es, im Gegensatz zur vermeintlich starren, trennenden Linie der Grenze, viel Diffuses, schwer Fassbares, auch Illegales.

An der Oberfläche sind es verschiedene Dialekte oder Sprachen, verschiedene Bräuche und Sitten, andere Währungen und Rechtssysteme. Und darunter wuchert zum Beispiel ein Gefühl von Freiheit, von der Möglichkeit zum schnellen, vor der Haustüre gelegenen Wechsel in ein anderes Land.

Ausländerausweis G

Edi ist Grenzgänger. Geht über die Grenze zur Arbeit. Bricht jeden Morgen in seinem Dorf im Badischen auf. Fährt 32 Kilometer nach Basel. Der Arbeitsweg ist schön. Der Blick seiner braunen, rötlichen Augen auf die Strasse. Der Schmuck an Edis linkem Ohrfläppchen verrät seinen Beruf: Zimmermann. Genauer: Zimmermeister.

Edi ist 51, baut im Moment ein altes Haus um. Er machte die Lehre in Deutschland, auch die Meisterprüfung. Seit 1967 arbeitet er in der Schweiz. Er erinnert sich an die Zeiten, als eine Tafel an der Strasse jeweils «Zollgrenzbezirk» verkündete. Für die Bewohner in diesem Grenzbezirk gab es Spezialbewilligungen, für Tabak, für Kaffee. Für das Pfund oder das Kilo Kaffee gab es Marken, die am Zoll abgestempelt werden mussten.

Schon Edis Vater hatte in der Schweiz gearbeitet, war Chefmonteur beim Liftbau. Zimmermänner sind in der Regel kräftige Leute. Edi erinnert an einen Bären. Der grauweisse Bart, der beinahe das ganze Gesicht verdeckt.

Edi führt wie alle Grenzgänger 4,5 Prozent Quellensteuer an die Schweiz ab. Und er würde überhaupt liebend gerne alle seine Steuern in der Schweiz bezahlen – in Deutschland muss er rund 30 Prozent dem Staat abliefern. Die an die Schweiz bezahlte Quellensteuer wird angerechnet. Aber schliesslich hat Edi sich in Deutschland ein Haus gebaut.

Edi kauft viel in der Schweiz ein. Sagt sich, dass er in der Schweiz sein Geld verdiene, also auch hier einkaufe. Auf jeden Fall die Teigwaren. Sicher das Brot. Auch Kleider.

Edi will auch seine letzten fünfzehn Jahre Arbeit bis zur Pensionierung in der Schweiz «machen».

Was Edi an der Arbeit in der Schweiz immer geschätzt hat: Es wird sauber geschafft. Wenigstens früher.

Edis Dialekt hat sich in all den Jahren abgeschliffen.

Es ist Abend, und Edi verstaut sein Werkzeug, Hammer und Beil, Stemmeisen und Handfräse. Fährt in Richtung Grenze, wo er früher oft eine

Stunde im Stau stand. Noch heute fühlt er sich manchmal von den Zöllnern schikaniert. Von den deutschen. Die Schweizer Zöllner findet er humaner.

Vielleicht muss Edi seinen Ausländerausweis G vorweisen. Er muss ihn nächstens für ein Jahr erneuern, das kostet ihn 54 Franken. Im Ausweis heisst es: «Der Grenzgänger ist verpflichtet, täglich an seinen Wohnort im Ausland zurückzukehren.»

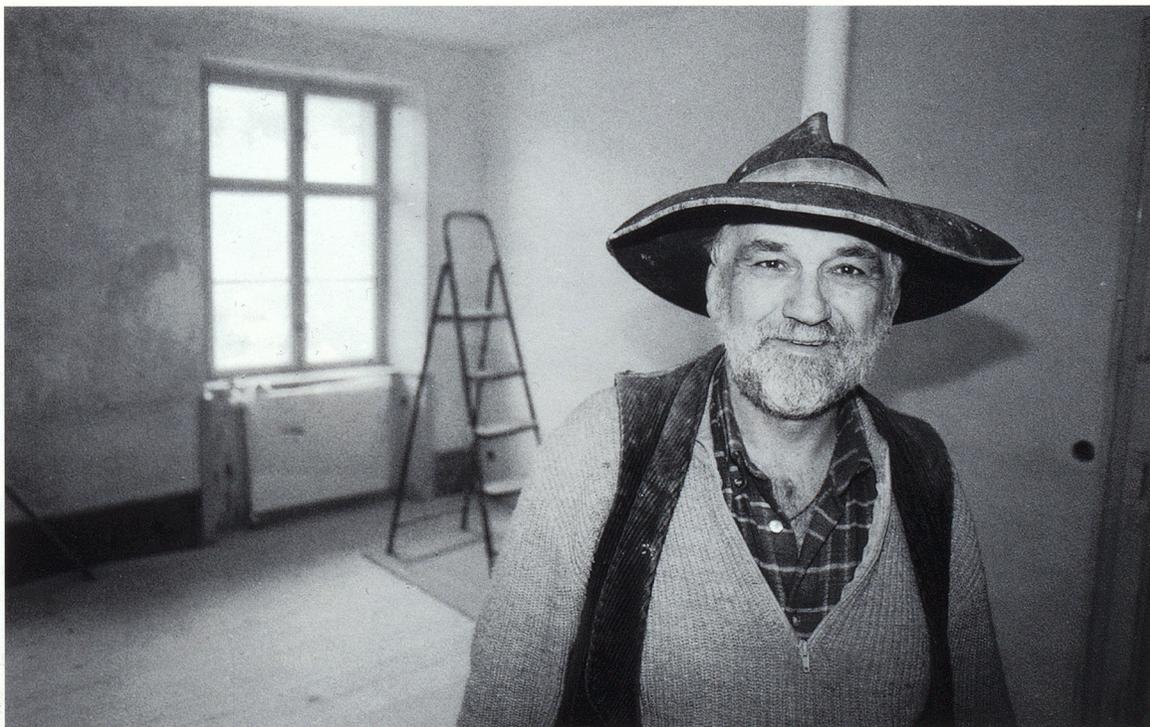
Le loisir

Während der Grenzübertritt für die einen Arbeit meint, bedeutet er für die andern «loisir». Raus aus der Stadt, hinaus aufs Land. Zu Fuss, mit dem Velo, dem Auto. Die Weite der Felder im Elsass, die Kühle der Wälder im Badischen. Im «Ochsen» in Oetlingen vielleicht eine Schorle oder ein Pils und einen Schinkenspeck, im «Les Bains» in Hagenthal

ein Viertele Edelzwicker und eine Portion Münster. Manche haben ein Pferd jenseits der Grenze, andere spielen Golf. Die einen fischen an ihrem Weiher im Elsass, und die andern durchkämmen den Schwarzwald nach Pilzen. Viele gehen einkaufen. Auf dem Markt in Lörrach frisches Gemüse von den Bäuerinnen. Auf den Märkten in St-Louis oder Mulhouse geht man zu den Arabern.

Andere kaufen gleich Häuser. Vor allem alte Bauernhäuser im Elsass. Zum Beispiel jenes einer Bauernfamilie in Ferrette, von deren fünf Kindern vier in der Schweiz arbeiten. Die mit dem verdienten Geld am Fortschritt teilhaben wollen, sich ein Häuschen in den «Lotissements» erwerben. Das elterliche Bauernhaus verkaufen sie an einen Schweizer, der – Ironie der Geschichte – im Elsass keine qualifizierten Handwerker mehr findet, weil die alle in der Schweiz arbeiten. Und so beauf-

Edi, Zimmermeister, fährt jeden Tag 32 Kilometer aus dem Badischen nach Basel und kehrt jeden Abend nach Deutschland zurück.



tragt er Schweizer Handwerker, sein Haus in Ferrette instand zu setzen.

Der Grenzübergang. Die Architektur jenseits ist eine andere, die Währung, der Wein, die Landschaft; vor allem sind aber die Geschichten andere: Mon père, il a fait l'Algérie. Mein Vater starb vor Stalingrad. Und die verschiedenen Geschichten prägen unterschiedliche Mentalitäten. Da die Badenser, bodenständig, Häusle bauend und freundlich. Dort die Elsässer, deren Identitätsproblem ihre Identität auszumachen scheint. Sie sind Elsässer und sicher keine Franzosen, sprechen immer noch von den Franzosen als den «gens de l'intérieur», und müssen sich, wenn sie zum Beispiel in die französischen Kasernen einrücken, als «boche» beschimpfen lassen.

Und wir ausflügelnden Schweizer Grenzgänger, wir kehren abends wieder über die Grenze zurück

in die Stadt, und der Zöllner will vielleicht wissen, ob wir etwas zu verzollen haben. Mit uns gehen junge Franzosen oder Deutsche über die Grenze, die ins Kino, nach Basel in den Ausgang gehen, ihrem abendlichen «loisir» frönen.

Château lapin

Carole hat soeben ihre Schuhe ausgezogen, schlüpft in die schwarzen Sandalen. Die Schuhe steckt sie in einen Plastiksack, den sie in einer Schublade neben dem Buffet verstaut.

In der «Hasenburg», wie das «Château lapin» zu deutsch heisst, setzt sich ein junger, schmaler Mann mit pflotschnassen Hosen neben mich. Hosen, an denen seitlich des Geschlechts zwei Reissverschlüsse zum Bund hochgehen: ein Handwerker.

Carole, die Serviertochter, die im Elsass wohnt und mit ihrem «Deux-Chevaux» in die Stadt gegon-



Carole, Serviertochter aus dem Elsass, arbeitet gerne in Basel, lebt gerne in Frankreich, kauft gerne in der Schweiz ein.

delt ist, stellt mir den dunklen Becher auf den Bierdeckel. Carole kommt nie in den Stau. Hat sie Frühschicht, beginnt sie um sechs Uhr, hat sie Spätschicht, ist es nach Mitternacht, wenn sie nach Hause fährt. Sie ist 29, wohnt mit ihrem Kind bei ihren Eltern. 5 000 Leute leben im Dorf, und Carole würde sagen, dass «une sacrée majorité» von ihnen in der Schweiz arbeitet.

Der Mann mit den pflotschnassen Hosen heisst Marc, ist 31, hat gerade oben das Dach beim «Schönen Haus» am Nadelberg repariert. Er ist Spengler, hat ein lustiges, offenes Gesicht, eine schräge Nase und aufgeweckte Augen.

Marc arbeitet gerne in der Schweiz. Nicht nur wegen des Geldes. Nein, auch die Arbeit gefällt ihm. Wenn er bei sich daheim dieselbe Arbeit machen wollte, müsste er beinahe nach Paris gehen. Draussen, im Elsass, diese neuen Einfamilienhäuser, diese Arbeit macht wenig Spass. So ein Haus macht er samt Fallrohren in einem Tag fertig. Aber hier in der Stadt ist die Arbeit vielfältig, gibt es eigentliche Kunstarbeiten: da eine Kamineinfassung, dort kupferne Dachausbauten, dann wieder ein Falzdach. Marc hofft, dass es in der Schweiz nicht so weit kommt wie in Frankreich: «Die Qualität ging vor die Hunde.»

Carole bringt zwei neue Becher.

Carole mag das Landleben. Neulich schaute sie auf einer Weide einer Kuh beim Kalbern zu. Aber abends, da ist es ihr zu ruhig. Und in Mulhouse fühlt sie sich um zehn nicht mehr sicher. Überhaupt, sie mag die Schweizer Mentalität. Also geht sie, wenn sie ausgeht, in Basel in den Ausgang. Wie alle tankt Carole in der Schweiz, kauft ihre Zigaretten in der Schweiz. Besonders gut findet sie in der Schweiz die Milch, das Brot, le chocolat.

Marc's Urgrossvater lebte am Bielersee, einer seiner Söhne heiratete ins Elsass. Baute dort ein Maurergeschäft auf. Marc's Vater lernte Metzger in der Schweiz, arbeitete beim «Bell», hatte dreissig Stifte unter sich. Jetzt ist er pensioniert. «Die Malaria. Il a fait l'Algérie.»

Marc verbringt einen grossen Teil seiner Freizeit in der Schweiz. Er denkt, man könne nicht nur

holen, sondern müsse auch etwas dalassen, denkt, die Schweizer glauben, alle Elsässer kämen nur, um Kohle zu holen. Dies wirft er auch seinen elsässischen Landsleuten vor. Er fühlt sich daheim in der Schweiz. Auch wenn sie denken, dass er nur ein Grenzgänger ist. Nein, er hat noch nie etwas gestohlen und arbeitet hart im Geschäft.

Marc wird auch heute wieder Überstunden machen. Danach wird er mit dem Auto in sein Dorf fahren, zum Haus mit einer Hektare Land, zu seiner Tochter und all den Tieren, um die sich sein Vater kümmert: den fünf Schweinen, den fünfzig Hühnern, den Truthennen, den hundert Tauben, den Hasen ...

Und Carole wird nach Mitternacht, wenn die Stühle in der «Hasenburg» auf den Tischen stehen und der Boden sauber gefegt ist, wieder über die Grenze gondeln.

Coop Klybeckstrasse

Und plötzlich realisiere ich, wie viele Grenzgänger und Grenzgängerinnen meinen Alltag prägen. Kein Wunder – die Statistik vermeldet 114 500 Vollzeitstellen und 28 000 Grenzgänger.

Nicht, dass ich sie bisher nicht wahrgenommen hätte. Der Dialekt des elsässischen Metzgers ist ebenso unüberhörbar wie derjenige der badischen Kassiererin.

Die Grenzgänger sind mir weder fremd noch nah, sie sind einfach da. Manchmal kommen sie mir vor wie früher als Kind die Heinzelmännchen. Sie tauchen im Dunkeln auf, machen ihre Arbeit, und verschwinden wieder im Dunkeln.

Zum Beispiel in «meinem» Coop im Kleinbasel an der Klybeckstrasse. Von den 27 Personen, die hier arbeiten, stammen acht aus dem Elsass. Legen das Gemüse in die Tablare, schneiden Fleisch von den Knochen, packen Ladungen aus, sitzen an der Kasse.

Gerade ist Mittagspause, und ein Teil der Angestellten verpflegt sich in einem hinter dem Laden gelegenen Raum. Gemeinsam sitzen sie am Tisch. Dabei ist auch der Filialleiter, Herr Griess. Auch er: Grenzgänger. Fährt jeden Tag aus der Nähe von Mulhouse mit dem Auto nach Basel. Morgens um

sechs Uhr ist er an der Klybeckstrasse, abends um halb acht Uhr verlässt er den Laden.

Auch die Floristin, Madame Flühr, sitzt am Tisch. Zwei Stunden täglich verbringt sie in ihrem Auto. Sechzig Kilometer sind es von ihrem Zweihundert-Seelen-Dorf in die Stadt. Und ihr Bruder ist neidisch auf sie, weil sie hier jene Franken verdient, die sich in Frankreich vervierfachen.

Wie steht es mit dem berüchtigten Lohn-dumping? Der Filialleiter schüttelt den Kopf. Nein, das wisse er nicht genau, aber was zähle, sei doch einzig die Leistung. Eine Schweizer Kassiererin wirft ein, dass es nicht ganz gerecht wäre, wenn die Grenzgänger gleich viel verdienen würden; schliesslich hätten die viel geringere Lebenskosten.

Die Frage, ob es einen Unterschied von vielleicht 100 Franken gebe, bleibt im Raum stehen.

*Herr Griess,
Coop-Filialleiter,
verlässt morgens
um fünf Mulhouse,
kommt abends
um halb neun
zurück.*

Der Filialleiter schneidet andere Themen an. Die Sprache: Wie wird das mit seinen Kindern sein? Die sprechen nur noch französisch. Es könnte so kommen, dass sie in Frankreich keine Arbeit finden, aber dort, wo es Arbeit hätte, die Sprache nicht verstünden. Seine eigene Sécurité sociale hat Griess bei einer privaten Versicherung abgeschlossen. Müsste er das auch für die Kinder machen, dann käme ihn das viel zu teuer. Damit seine Kinder versichert sind, muss seine Frau in Frankreich arbeiten.

Le mot du Frontalier

In St-Louis an der Place Ste-Barbe steht ein unansehnliches würfelförmiges Gebäude. Dahinter weitet sich ein staubiger Platz, auf dem sich Männer verlieren. Der Ton aufeinanderprallender Pétanque-Kugeln: mitten in Frankreich.



Im Gebäude hat das «Comité de Défense des Travailleurs Frontaliers du Haut-Rhin» (C.D.T.F.) seinen Sitz. Das CDTF hat 12 000 Mitglieder.

Auf dem Tisch des Wartezimmers stapeln sich Nummern der Illustrierten «POINT DE VUE», von deren Titelseiten Prinzen und Prinzessinen lachen.

Daneben liegen blaue Zettel zum Ausfüllen. «Je désire des renseignements concernant:» Das Kreuz kann bei einem der folgenden Punkte angebracht werden: Licenciement/Maladie/Invalidité/Chômage/Accident du travail/Muta-Santé/Impôts/Retraite/Autres.

Im Büro nebenan sitzt der ehrenamtliche Präsident des CDTF, Monsieur Johaneck. In seinem Rücken hängt ein Monet-Druck an der Wand: zwei Frauen in ihren weissen, rüschenbesetzten Kleidern in einem Boot. Auch Monsieur Johaneck ist Grenzgänger, arbeitet beim SMUV in Basel.

*Madame Flühr,
Floristin, ver-
bringt auf dem
Weg zur Arbeit
täglich zwei
Stunden im Auto.*



Im Moment sind Kündigungen das Hauptproblem. Ältere Menschen werden entlassen, finden keine Stelle mehr, und erhalten, wenn sie in Frankreich stempeln, ganze vierzig Prozent ihres bisherigen Lohns.

Das CDTF wehrt sich nach zwei Seiten. Auf der einen Seite versucht der französische Staat, die gutverdienenden Grenzgänger zu melken, auf der andern Seite ergeben sich viele Probleme mit den schweizerischen Arbeitgebern.

Der Präsident mag nichts von privilegierten Grenzgängern hören. «Zwölf Stunden von zu Hause weg – ist das ein Privileg?» Auch den Neid der Schweizer Arbeitskollegen auf die Häuschen der Elsässer kann er nicht verstehen. «Das ist unsere Mentalität. Es wird mehr in die Wohnung, ins Haus investiert. Vieles wird selbst gemacht, und viele Grenzgänger sind wegen ihrer Häuser hoch verschuldet.»

Auch die Lohnrückerei, die den Grenzgängern unterstellt wird, verneint er. Schliesslich würden in den meisten Branchen auch für die Grenzgänger die Gesamtarbeitsverträge gelten. Natürlich gibt es Versuche: Er erinnert an jene Elektrofirma, die den Lohn der Schweizer Angestellten um 4,5 Prozent, jenen der Grenzgänger aber um 9 Prozent kürzte.

Monsieur Johaneck drückt mir einige Exemplare des «Le mot du Frontalier» in die Hand. In der drei Mal jährlich erscheinenden Zeitschrift werden all die Fragen und Probleme, die das Leben der Grenzgänger betreffen, behandelt: Steuern und Steuerabzüge, Versicherungen und Rechte, Renten und Ansprüche.

Herbst

Das Wetter wird oktoberlich kühl, auf den Gehsteigen rascheln die Blätter. Meine Ausflüge über die Grenzen werden jetzt rar werden: Ich werde das Motorrad in die Garage stellen.

Gehe deshalb zu Volker, meinem Töffmechaniker. An einer Kette um seinen Hals baumelt eine kleine BMW K 100 RS. Volker ist 38, drahtig, trägt seine langen Haare zu einem Rossschwanz zusammengebunden. Im Sommer braust er mit dem

Töff zur Arbeit, im Winter kommt er mit dem Auto. Wollte er die öffentlichen Verkehrsmittel nehmen, müsste er um fünf Uhr aufstehen, damit er um halb acht in der Werkstatt ist.

Volker wohnt in einem Dorf in der Nähe des badischen Rheinfeldens. Früher, als er in Lörrach wohnte, steckte er oft im Stau und staunte, «mein Gott, sind das alles Grenzgänger?»

Volker dachte nie daran, in der Schweiz zu arbeiten. Aber dann, der Zufall, und jetzt arbeitet er seit elf Jahren hier. Sein Markenzeichen, sozusagen seine Visitenkarte, ist das Einstellen des Motors. War mein Motorrad bei ihm im Service, dreht der Motor rund, säuselt so, wie er säuseln muss.

Volker fühlt sich in der Schweiz wohler als «drüben». Er würde gerne nach Basel ziehen. Obwohl er doch auch schon als «Nazi» und «Sau-

schwob» beschimpft wurde. Passiert ihm das, so reagiert er nicht, denkt sich, dass die Ausnahme nicht die Regel bedeutet.

Seit zehn Jahren nimmt Volker während der Basler Fasnacht eine Woche Ferien. Lässt sich in den langen Nächten durch die fasnächtliche Stadt treiben.



Volker, Mechaniker, aus dem badischen Rheinfeldens, würde gerne nach Basel ziehen.

Stadt und Gesellschaft

-minu	Das grösste Puppenhaus Europas ...	70
Istvan Akos	«Unser Bier» für Stadt und Land	74
Rudolf Suter	Hans Peter Muster (1927–1998)	76
Michael Raith	Gerhard Kaufmann, Gemeindepräsident von Riehen	79
Esther Maria Jenny	Werkstadt Basel – Initiative zur Stadtentwicklung	83
	<i>Aids</i>	88
Peter Bläuer	Auf Leute zugehen	89
Ruedi Weber	Verdammt positiv	91
Urs Frei	«Aids heisst Leben – je länger, je mehr!»	102
Christoph Grolimund	Stadtsprache – Sprachen in der Stadt	106